

Der Sozialdemokrat

Ersteinst
in
Zürich (Schweiz)
Verlag
Volkbuchhandlung
Göttingen-Zürich.
Verkaufsstellen
trauco ergon franco
Schweizerische Briefe
nach der Schweiz sollen
Tuppelpost.

Abonnements
werden nur beim Verlag und
bei den bekannten Agenten ent-
nommen und zwar zum
voraus zahlbaren
vierteljährlichen Preis von:
Fr. 2.— für die Schweiz (Kontant)
Fr. 2.— für Deutschland (Kontant)
Fr. 1.70 für Oesterreich (Kontant)
Fr. 2.50 für alle übrigen Länder des
Weltverkehrs (Kontant).
Inserate
Der vierteljährliche Preis
25 Sil. — 25 Pf.

Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie

N. 13.

Donnerstag, 23. März.

1882.

Inis an die Korrespondenten und Abonnenten des „Sozialdemokrat“.

Die „Sozialdemokrat“ sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich verboten ist, bezw. verfolgt wird, und die dortigen Verleger sich alle Mühe geben, unsere Verbindungen nach jenen Ländern möglichst zu erschweren, resp. diese von dort an uns und unsere Zeitungs- und sonstigen Sendungen nach dort abzulassen, so ist die äußerste Vorsicht im Postverkehre notwendig und darf keine Nachlässigkeit verkommen, die die Briefmarken über den wahren Absender und Empfänger, sowie den Inhalt der Sendungen zu täuschen, und letztere dadurch zu schützen. Hauptersforderung ist hierzu einzusehen, daß unsere Freunde so selten

als möglich an den „Sozialdemokrat“ resp. dessen Verlag selbst adressieren, sondern sich möglichst an irgend eine unabhängige Adresse außerhalb Deutschlands und Oesterreichs wenden, welche sich dann mit uns in Verbindung setzt; andererseits aber, daß auch unsere möglichen Zustellungsadressen mitgeteilt werden. In zweifelsfällen sollten möglichst die größten Sicherheit Massnahmen getroffen werden, wie gewiß weder Wäre noch Kosten sparen, um trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten den „Sozialdemokrat“ unseren Abonnenten möglichst regelmäßig zu liefern.

Abonnements-Einladung.

Mit Nr. 14 beginnt ein neues Quartalsabonnement auf den „Sozialdemokrat“. Wir ersuchen unsere Leser, ihr Abonnement rechtzeitig zu erneuern, sowie für Gewinnung neuer Abonnenten unablässig thätig zu sein. Jeder das Abonnement auf den „Sozialdemokrat“ noch das Empfehlung desselben ist in Deutschland freizugeben, sondern lediglich die direkte Verbreitung.
Es ist deshalb Pflicht von Interesse jedes Parteigenossen, auf's eifrigste für die Verbreitung des „Sozialdemokrat“ zu wirken. Der „Sozialdemokrat“ in Deutschland bekanntlich auf Grund des Ausnahmegesetzes verboten ist, so muß die Verbreitung hauptsächlich mit größter Vorsicht geschehen; letztere angamelt, ist die Sache übrigens durchaus ungeschädlich und leicht ausführbar. Das bloße Abonnement ohne Weiterverbreitung ist gefällig erlaubt.
Der „Sozialdemokrat“ wurde vom letzten Parteitag einstimmig zum einzigen offiziellen Organ der sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands erklärt.
Der vorzuschickende Abonnementspreis des „Sozialdem.“ beträgt vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 2 Mark (4 fl. 30 kr.), wofür das Blatt vierteljährlich als ein solches in Briefen verschickt wird; für die Schweiz 2 Fr., für alle übrigen Länder des Weltverkehrs 2 Fr. 50 Cts. (unter Band). Dieser Preis kann indessen, wenn sich die Gesellsch. eines Ortes zum Bezug im Großen vereinigen. Wenn unsern thätigen Empfangsübernehmer grüßlich werden und damit kein geschickter, wenn immer die größte Verehrung an die Abonnenten Menschen vorwärts geschickt, kann die Befreiung von der Zahlung beim Bestimmungsort meist erlangt werden wie bei den Briefen angegeben.
Wir zu in Exemplaren können in Doppelbrief übermittleit werden; bei größeren Bestellungen ist die Zahlung in Post bezugslos. Bei Bezug von zehn Exemplaren an ist der Preis der Quartal auf 18 Fr. 50 Cts. franco und Post freier, und ist der Betrag monatlich mit 60 Pf. im Voraus einzulösen. Sammtliche Sendungen werden gut verpackt, nicht in der Schweiz, sondern in Deutschland aufgegeben.
Briefmarken oder Münzen werden für voll angenommen; größere Beiträge in Postgeld mittels eingeschriebenem Brief oder Post-Einzahlung.
Die nicht anderweitige Höher durch ungenügendes Frantieren entstehen, so machen wir darauf aufmerksam, daß einzelne Briefe (bis 15 Gramm nach der Schweiz 20 Pf., resp. 10 Kreuzer 3 B. folgen, bei Schwere Briefen je 15 Gramm weitere 20 Pf., resp. 10 Kreuzer.
Wenn wir bei Einzelbestellungen an die Expedition, Göttingen-Zürich, bei gemeinsamen Abonnement und auf Wunsch an die bekannten Agenten in Deutschland, oder an die Unterzeichneten durch Vermittlung in der Schweiz oder sonst im Ausland lebender Freunde.
Monatliche Vorauszahlung des Abonnementspreises an unsere Vertrauensmänner und Filialverwalter ist unerlässlich!
Parteilose! Sammt! Auch um über Jahre und besitzt die Ged gedehnte Warte mit Eifer und Gehalt; sein tüchtig und thut über Pflicht!

Redaktion und Expedition des „Sozialdemokrat“.

Soziale Kurpfuscherei

nannten wir vor länger denn Jahresfrist die staatssozialistischen Pläne (soweit von solchen die Rede sein kann) des Fürsten Bismarck. Von mancher Seite wurde uns das absprechende Urtheil vererbt; und namentlich als im vorigen Spätherbst Herr Professor Schäffle zu Konferenzen mit dem Herrn Reichsminister eingeladen wurde und die Einladung auch annahm, neigte sich dieser und Jener der Meinung zu, aus der „Sozialreform“ könne vielleicht doch etwas Gutes kommen.
Herr Schäffle, dessen persönliche Ehrenhaftigkeit und wissenschaftliche Bedeutung wir nicht in Frage stellen wollen, hatte schon durch sein verunglücktes Debut im österreichischen Ministerium Hohenwart den praktischen Beweis dafür geliefert, daß die Vertrauens-Protuberanz an seinem Schädel sehr gut entwickelt ist, und ließ sich auch durch den Berliner Hohenwart imponieren. Er spielte wirklich in den Konferenzen mit diesem eine Art Posa-Rolle und glaubte allen Ernstes, den Ueber des Sozialistengesetzes zu demokratischen Grundrissen belehren zu haben. Korporative Organisation der Arbeiter mit unbeschränkter Selbstverwaltung unter Hilfe und Kontrolle des Staats — das war die Panacee. Und Fürst Bismarck war nicht so schlimm wie sein Ruf, er hatte die junkerlichen Vorurtheile genial abgestreift, hatte sogar eingesehen, daß das Sozialistengesetz ein Fortschritt gewesen, der bloß den Sozialdemokraten und der Fortschrittspartei genügt; er meinte es ehrlich mit der Sozialreform, war bereit, in Sach und Mache für das Sozialistengesetz pater peccavi zu sagen und das Schäffle'sche Heilrezept anzunehmen.

So glaubte der biedere Schäffle, ganz entzückt über seinen Erfolg. Ebenso entzückt wie seinerzeit Posa-Herwegh nach der famosen Unterredung mit dem jungen Friedrich Wilhelm IV., ehe dieser noch die letzten Reste seines Hohenzollern-Verstandes durch die Gurgel gejagt hatte. Das traurige Schicksal des Posa-Herwegh ist jedem Leser der Heine'schen Gedichte bekannt. Das Schicksal des Posa-Schäffle ist nicht minder traurig. Nur daß es bei ihm nicht der Intervention einiger Gensdarmen bedurfte, um ihm die Dummheit klar zu machen, welche darin liegt, von politisch-despotischen Dikteln demokratische oder gar sozialdemokratische Trauben zu erhaschen. Wer kein vierfüßiger Esel ist, verbrennt oder zerstückt sich den Mund an den staatslichen Dikteln; und der biedere Schwabe Schäffle, der über 40 Jahre alt ist, hat sich genau ebenso gründlich verbrannt, wie weiland sein Landsmann Herwegh, der aber damals noch keine 40 Jahre alt war.

Was aus der Schäffle'schen „Selbstverwaltung“ der Arbeiterkorporationen geworden ist, das zeigt der neueste Entwurf des Unfallversicherungsgesetzes. Auf dem Papier besteht die „Selbstverwaltung“, in Wirklichkeit herrscht die reinste Polizei- und Staatsbeamtenwillkür. Und wie könnte es auch anders sein? Auf Dikteln können nicht Trauben wachsen, und ein preussischer Junker und Reaktionsär kann kein Sozialdemokrat sein. Die Schäffle'schen Arbeiterkorporationen mit Selbstverwaltung bedeuten entweder gar nichts, oder sie bedeuten in ihrer letzten Konsequenz die von

der Internationalen Arbeiter-Assoziation und der deutschen Sozialdemokratie geforderte Emanzipation der Arbeiter durch die Arbeiter selbst.

Von einem Bismarck erwarten, er werde die „Sozialreform“ aus seiner eignen Hand geben und in die Hand der Arbeiter legen, das ist eine Naivetät, die allerdings durch ihre gigantische Größe Bewunderung erregen muß.

Wohlan, Herr Schäffle hat eingesehen, daß er ein — Raiber gewesen, und er wird dieser Tage sich seine Naivetät Schwarz auf Weiß durch Veröffentlichung seiner in der Posa-Rolle gemachten Vorschläge bescheinigen.

Nun, wir wollen bloß wünschen, wenn irgendwo anders ein dritter Hohenwart auftritt, möge Herr Schäffle nicht zum dritten Mal auf den Leim gehen. Verschwinden wollen wir's indef nicht.

Genug, auch Herr Schäffle, der vertrauensstarke, ist jetzt glücklich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Bismarck'sche Sozialreform eitel Kurpfuscherei ist.

Die soziale Kurpfuscherei beschränkt sich aber nicht auf das Unfallgesetz und den sonstigen offiziellen Staatssozialismus. Ueberall, wo die Anhänger der heutigen Gesellschaft mit sozialpolitischen Heilvorschlügen hervortreten, begegnet uns die unerschämteste Kurpfuscherei. Da wollen z. B. die Herren Agrarier das Uebel der Landwirthe und Landwirtschaft durch Uebertragung der Hypothekenschulden an den Staat heilen, was sehr revolutionär und radikal klingt; müssen dann aber sofort hinzuzufügen, nur die guten Hypothekenschulden solle der Staat übernehmen und die schlechten unberührt lassen. Als ob es nicht gerade die schlechten Hypothekenschulden wären, welche die Landwirthe am meisten drücken. So lange der Bauer genügende Sicherheit bieten kann, bekommt er Geld zu günstigen Bedingungen geliehen — gleich jedem Andern, der dem Gläubiger genügende Sicherheit bietet. Die Knechten, für welche die Sicherheit nicht mehr geboten werden kann, sind erst die drückenden, die erdrückenden. Für sie müssen Wucherzinsen bezahlt werden — einerlei ob Wuchererlei existiren oder nicht — und an ihnen muß schließlich der Bauer zu Grunde gehen, auch wenn der Staat ihm zwanzig Mal die guten Hypothekenschulden abgenommen hat. Im Gegentheil, die Uebernahme der guten Hypothekenschulden durch den Staat würde den ökonomischen Ruin der Landwirthe und der Landwirtschaft bloß beschleunigen; die Ansprüche der Privatgläubiger — wir meinen die nicht durch den Staat abgehöhten — würden noch präferirt werden, und die Privatgläubiger demgemäß gezwungen sein, ihre Schuldner noch mehr zu bedrängen, ihnen noch rascher das Lebenslicht auszublasen, als es gegenwärtig der Fall ist.

Kurz, nicht durch agrarische Kurpfuscherei kann die Landfrage gelöst werden. Sie kann nicht einmal die Bauern momentan von der Ueberschuldung befreien, geschweige denn der Ueberschuldung der Bauern für die Zukunft vorbeugen.

Die Landfrage ist emporgewachsen aus unserer mangelhaften Gesellschaftsorganisation und kann unmöglich gelöst werden ohne Beseitigung der Mängel dieser Gesellschaftsorganisation.

Da diese Mängel aber organische sind, d. h. in dem Wesen der Gesellschaftsorganisation wurzeln, so bedingt die Beseitigung der Mängel die Beseitigung der mangelhaften Organisation und deren Erreichung durch eine vernünftige, gerechte, mit einem Wort durch die sozialistisch-demokratische Gesellschaftsorganisation. H-e.

Die Landfrage

ist in Deutschland für eine drückende erklärt worden, und zwar kurz hintereinander in und von verschiedenen deutschen Landtagen.

Kein Zweifel, sie ist auch drückend. Aber bisher wurde es stets von unseren Gegnern gelugnet, und als unsere Partei vor zwölf Jahren nach dem Vorgang des Baseler Kongresses der Internationalen Arbeiter-Assoziation die Landfrage in den Vordergrund der Diskussion stellte und die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände klarlegte, da sieh das gesamte konservative, liberale und „demokratische“ Philistertum einen Schrei des Entsetzens über die Ansüßler und Umkärzler aus, und bei dem Veisiger Hochverratsprozess gegen Bebel und Liebknecht figurirte bekanntlich der Baseler Beschluß (1869), und der ihm dem Sinne nach entsprechende Beschluß unseres Stuttgarter Kongresses (1870) als schwerstes Verbrechen.

Die Landfrage nur aufzuweisen, war schon ein Versuch zum Hochverrath; und wer „die Brandstiftung der Unzufriedenheit“ in das Paradies der deutschen Bauern — dieser ideal glücklichen Kustermenschen und Küsterunterthanen — schleuderte, der machte sich eines herostratischen Verbrechens schuldig, und hatte es bloß der Humanität unserer herrlichen Gesehe zu danken, wenn er nicht auf einer Kuhhaut zum Richtplatz geschleift und dort von unten nach oben gerädert wurde.

Und jetzt haben unsere Gegner selbst die Landfrage in den Vordergrund gestellt!

Wie ist dieser wunderbare Umkehrung zu erklären? Sehr natürlich. Genau so, wie daß Leinwand in England die soziale Frage offiziell auf's Tapet gebracht, die zehn-Sundenbill und die sonstige Fabrikgesetzgebung durchgesetzt ward. Aus einem häuslichen Streit der herrschenden Klassen. Der alte Streit zwischen Stadt und Land dehnt sich auch auf Kapitalbesitz und auf Grundbesitz aus, und hat zu den Kämpfen zwischen Orléanisten und Legitimisten in Frankreich, zwischen

Liberalen (mit Whig-Elementen verquickt) und Tories in England geführt. Um den liberalen Fabrikanten etwas am Fesge zu thun, besiegten die Tories das hohe Roth der Humanität, deckten die Gräuel der Fabrik-Ausbeutung auf und wurden Beschützer der Arbeiter aus Bosheit gegen die Arbeitgeber.

Ähnlich mit der Landfrage in Deutschland. Die deutschen Landjunker haben denselben Haß auf die deutsche Bourgeoisie, wie die englischen Landlords auf die englische. Nur sind sie ärmer und unnobler als ihre englischen Standesverwandten, und gönnen keinem Andern etwas. Statt gleich ihnen für die proletarischen Opfer der Bourgeoisie einzutreten, erklären sie sich selber für die bejammerenswerthesten Opfer der Bourgeoisie, welche die Landwirtschaft und den Grundbesitz systematisch zu Grund und richte!

Aus Bosheit gegen die liberale Bourgeoisie haben unsere Landjunker vermittelst der „Agrarbewegung“ die Landfrage in den Vordergrund zu ziehen versucht; und siehe da: der Versuch ist ihnen über Erwarten und sicherlich über ihre Wünsche hinaus gelungen. Aus einem demagogischen Kniff ist tragischer Ernst geworden — aus der falschen Landfrage hat sich die echte herausgearbeitet. Die Herren Landjunker hatten nämlich unglücklicher Weise nicht gelogen; sie hatten die Zustände der Landwirtschaft und des Grundbesitzes in Deutschland nicht so schwarz gemalt, nur in Bezug auf die Personen hatten sie sich ein kleines Schreien erlaubt. Nicht die Herren Landjunker — bettelhaft wie sie sind — leiden unter den ungesunden ökonomischen Verhältnissen, sondern die Kleinbauern und die ländlichen Arbeiter. Bei diesen, namentlich bei den Kleinbauern, haben nur aber die agrarischen Tiraden mächtigen Widerhall gefunden, und hinter der beifallschwingenden Bande der agrarischen Landjunker hat sich in aller Stille das Heer der verhungerten Kleinbauern geschaart.

Und stimmten die agrarischen Landjunker aus Bosheit gegen die liberale Bourgeoisie die Jeremiade von der zu Grunde gehenden Landwirtschaft an, so stimmen nun die liberalen Bourgeois aus Bosheit gegen die agrarischen Landjunker das Roth- und Klagegeliel an von dem zu Grunde gehenden Kleinbauernstand.

So hat sich Alles vereinigt, die Landfrage mit rechtem Glanz dem deutschen Publikum zu präsentieren.

Im niederösterreichischen Landtag — den man ja zu Deutschland rechnen muß — kam sie zuerst offiziell zur Sprache. Dann im bayrischen Landtag; und vor 14 Tagen fast gleichzeitig in dem preussischen und badischen Landtag.

Ueberall dasselbe Bild: Der Kleinbauer kann die Konkurrenz des Großkapitals ebensowenig wie der Handwerker und Kleinindustrielle aushalten; er ist unrettbar verloren, wenn die Gesetzgebung nicht wirksam eingreift, dem Ruin vorzubeugen. In Bayern befindet sich ein Drittel sämmtlicher Bauerngüter in Gant, in Rheinpreußen und andern Landestheilen ist es um kein Haar breit besser. Der Herr Ackerbauminister Lucius konnte die Richtigkeit der vom Abgeordneten Ruchel mitgetheilten wahrhaft haarsträubenden Thatsachen über die Zustände in der preussischen Rheinprovinz nicht bestreiten.

Was ist beschlossen worden? Was ist geschehen? Nichts!
Was wird geschehen? Nichts!

Der preussische Landtag hat die Anträge auf Veranstellung einer Enquete vor eine Kommission verwiesen — und die Kommission wird die Enquete begraben. Sollte dies in Folge eines Wanders nicht der Fall sein, so wird die Enquete doch resultatlos bleiben.

Die Landfrage ist ein Stück der sozialen Frage. Sie ist die Hälfte der sozialen Frage und vielleicht die größere Hälfte. Und die soziale Frage kann von dem heutigen Klassenstaat, von der heutigen kapitalistischen Gesellschaft nicht gelöst werden, ohne daß diese einen Selbstmord verüben.

Die vollkommene Unfähigkeit der Bourgeoisie und des Klassenstaats zur Lösung der Landfrage ist in Irland mit klassischer Ueberzeugungskraft demonstriert worden. Das Höchste, wozu die Weisheit eines Gladstone und der Radikalismus der avantgarde englischen Bourgeoisreformer sich versteigt, ist die Abschaffung des Pachtsystems und die Einführung eines Kleinbürgerthums nach deutschem Muster. Nach deutschem Muster!

Und das „deutsche Muster“ hat Bankrott gemacht, oder ist auf dem Weg zum Bankrott!

Unsere deutschen Bourgeois, die das „deutsche Muster“ doch vor Augen haben, sind aber keineswegs klüger als die englischen Bourgeois. Haben sie nicht in dem preussischen Landtag dutzendmal das Verlangen ausgesprochen, die Staatsdomänen sollten in kleine Bauerngüter zerstückt werden?

Daß der Grundbesitz in seiner feudalkapitalistischen Form vom Uebel ist, dem Gemeinwesen zum Fluche gereicht, sich weder mit der Freiheit noch mit dem Wohlstande des Volkes verträgt, das ist durch die Erfahrung und die Wissenschaft über jeglichen Zweifel erhaben; allein eben so gewiß ist, daß das Kleinbauernthum ein wirtschaftlicher Anachronismus ist, und die Kleinproduktion auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Industrie ein überwundener Standpunkt ist. Der heutige Klassenstaat und die bürgerliche Gesellschaft vermögen jedoch nicht aus diesem oerele vicieux der an Verderblichkeit mit einander wetteifernden Systeme der Kleinbauernwirtschaft und der Latifundienwirtschaft herauszukommen.

Der Junker wird erst gebrochen, der böse Fickel erst gesprengt werden, wenn das arbeitende Volk sich von den alten Eigenthumsbegriffen emanzipirt hat und die Privatwirtschaft durch die Gemeinwirtschaft ersetzt.

*) Nicht mehr zeitgemäße Form.

Sozialpolitische Rundschau.

Zürich, 22. März 1889.

Heute, am 22. März, feiert in Deutschland der „Feldengreis“, früher, und mit Recht, Kartätschenprinz genannt, seinen 85. Geburtstag. Da er es zu diesem respectablem Alter gebracht hat, so gilt der Körper dem Spielbürger als „ehrwürdig“, da er alle Schrecken, die in seinem Interesse liegen, nicht selbst ausführt, sondern seine Subjekte dazu hat, so gilt er bei allen alten Weibern beiderlei Geschlechts für „milde“, und da er von den Millionen und aber Millionen, um welche der Volksadel alljährig zu seinen Gunsten erlichere wird, hin und wieder einem armen Teufel einige Mark zukommen läßt, so sollen wir ihn auch noch für „wohlthätig“ halten. Wir haben von Milde und Wohlthätigkeit andere Anschauungen, und was Ehrwürdigkeit anbetrifft, so wird die nach unserer Ansicht noch nicht durch hohes Alter erworben. Wir hatten es vielmehr mit Ballet:

Ihr sprecht: Man soll das Alter ehren.
Doch nimmer sollt ihr mich belehren,
Dass eines alten Efels Melodi
Harmonischer, als die eines jungen sei.“

Die Bauerntrübsal, mit welcher das Volk der Denker den Geburtstag des alten Ehrenmannes feiern wird, kündigt sich schon in der Presse in ekelregender Weise an. Wie wird da wieder von Amtswegen und um Amt willen gehandelt und gekrochen werden! Ueberbieten werden sie sich von der äußersten Rechten bis zur biedereren Fortschrittspartei, und wenn die verspottete Sitte der Libanener, den Kopf ihres Dalai Lama als Huldigung zu verspeisen, endlich, was längst hätte geschehen sollen, in Deutschland eingeführt wäre, dann würde der Abgang eines ganzen Jahres nicht hinderlich, um die hungrigen Mäuler der „deutschen Männer“ zu befriedigen.

Uebrigens ist ihr Göge wieder einmal krank und hütet das Bett; er ist nämlich am 17. März beim Besuch der Akademie geklopert, nachdem er vorher zu tief in's Glas geschaut hatte.

Unsere biedereren Fortschrittler haben den Jahrestag der Revolution von 1848 wieder einmal würdig begangen. Im preussischen Landtag benutzte Herr Birchow den 18. März, den Tag, an welchem der Kartätschenprinz seinen romantischen Bruder aufsuchte, das Volk, die Hunde, niederzuschleichen, um unter lebhaftem Beifall seiner fortschrittlichen Freunde den „Vorwurf“ des Republikanismus entwirrt zurückzuweisen und ebenso entwirrt dagegen zu protestieren, daß man sie, die braven königstreuen Fortschrittler, die „zu keiner Zeit das Recht des Königs zur selbständigen Führung seiner Politik bestritten“ hätten, bei Sr. Majestät verzeumbel!

Krone, verlannte Fortschrittler, Ihr könnt uns wirklich dauern!

Die Arbeiter aber zogen hinaus in den Friedrichshain, legten Kränze auf die Gräber der für die Freiheit des Volkes Gestorbenen und erneuerten das Gelübde, festzuhalten im Kampf und nicht abzulassen, bis die Volkseinde aller Schattirungen besiegt sind, die Knechtschaft in jeder Form beseitigt ist.

Wie die Arbeiter den 18. März gefeiert haben. Der Besuch der Gräber der Berliner Märzgefallenen war in diesem Jahre doppelt so stark als in den früheren, richteten die Berliner Zeitungen. Natürlich waren es fast ausschließlich Arbeiter, welche dieses Mittel benutzten, um gegen die Schandwirtschaft in Deutschland zu protestieren.

Auch an anderen Orten Deutschlands wurde der Jahrestag des Berliner Straßenkampfes und der Pariser Kommune von den Genossen, natürlich je nach Umständen, gefeiert. So schreibt uns z. B. Genosse C.-d. aus Bamern, den 18. März:

Der heutige Gedächtnistag des Proletariats darf im Reiche der „Gottesfurcht und frommen Sitte“ nicht gefeiert werden. Trotzdem ist er, zum großen Kerkel unserer Hochschlichen, im Wuppertale nicht spurlos vorbeigelaufen. In den auf einer Anhöhe befindlichen zur Stadt Barmen gehörenden Anlagen steht ein großes Kriegerdenkmal, ein thurmartiges, weithin sichtbares Gebäude, von dessen Innere an „patriotischen“ Festen die schwarz-weiß-rote Fahne zu flattern pflegt. Diese Stätte mordenpatriotischer Begeisterung hatten öfters Revolutionäre ans Korn genommen, und heute morgen wehte an der Fahnenspitze eine mächtige blutig-rote Fahne, weithin verflühend, daß auch der Tag des geknechteten Proletariats kommen wird. Den Kerger und die Wuth der wehthweisen Polizei kann man sich vorstellen. Das Schlimmste war, daß die unsichtbaren Bewachteter Vorkehrungen getroffen hatten, um das Herabnehmen des rothen Banners möglichst zu erschweren. Erst nach anderthalbstündiger Arbeit gelang es den Staatswächtern, mit Hilfe eines herbeigeholten Schlossers, um 1/10 Uhr die Fahne herabzuholen, natürlich auch als kostbares corpus delicti zu inspizieren. Und der Staat war wieder einmal gerettet; aber auf wie lange noch?

Wie in Deutschland haben auch in O e r r e i c h die Arbeiter nicht unterlassen, ihre revolutionäre Bestimmung zu betonen. In Wien, wo die Bewegung aller Polizeischulereien zum Trotz wieder lebhaften Aufschwung nimmt, sind am 15. März, dem Jahrestag der dortigen Erhebung, die Arbeiter massenhaft auf den Begräbnisplatz hinausgezogen. Am Denkmal der Märzklämpfer wollte Genosse Joseph Krebs eine Ansprache halten, und als ihn die Polizisten daran verhinderten, rief er mit kräftiger Stimme: „Den Männern der Freiheit ein Hoch!“, in welches die Versammelten, meist Schreiner, lebhaft einstimmten. Natürlich wurde Krebs sofort verhaftet, ebenso die Genossen Karl Sionel, Franz Hausl, Franz Eichen und Joseph Kowalik, welche die Arrestierung ihres Kameraden verhindern wollten. Den Braven ein Bravo!

Auch in Budapest haben die Arbeiter an den Demonstrationen zu Ehren der gefallenen Freiheitskämpfer hervorragenden Antheil genommen.

In den romanischen Ländern wird der 18. März lediglich als der Jahrestag der Pariser Kommune gefeiert. Sämmtliche Arbeiterblätter Frankreichs, Spaniens, Portugals, Italiens, Belgians, sowie unser holländisches Völkervergange „Recht voor Allen“ widmen demselben erst, die Bedeutung dieser Erhebung des Proletariats feiernde Leitartikel. Auch haben in den genannten Ländern, am zahlreichsten natürlich in Frankreich, am 18. März Gedenkfeste, Banketts u. zu Ehren der tapferen Kommuneklämpfer stattgefunden.

Nicht zurückgeblieben sind die zahlreichen deutschen Sozialisten im Auslande. In der deutschen Schweiz, wo die Sprache die gleiche, feierten natürlich schweizerische und deutsche Sozialisten gemeinsam den internationalen Gedächtnistag des Proletariats. Recht erheidend gestaltete sich die Feier in Zürich. Der große Saal des alten Schützenhauses war überfüllt und hunderte von Besuchern mußten umkehren. Genosse S. J. sprach im kräftigen schweizer Dialekt mahlige Worte zu seinen Landsleuten; und daß sie seine derben Ermahnungen nicht zimperlich übernahmen, bewies der so stürmische Applaus, der dem Redner zu Theil wurde. Deutscherseits sprach Genosse Fischer über die prinzipielle Bedeutung der Märzfeier. Unter voller Würdigung der Kämpfe der Pariser Kommune, wies er auf die Schwächen dieser Bewegung hin, welche es gilt, für die Zukunft vorzubringen. Genosse Zauscher brachte am Schluß des ersten Theiles der Feier ein dreifaches Hoch auf die Gefallenen, auf die in Kerker sitzenden und auf die unter den schwierigsten Verhältnissen muthig wirkenden Kämpfer der Volksache aus, besonders der russischen Freiheitskämpfer gedenkend, in welches die Anwesenden lebhaft einstimmten.

In Basel hielt Genosse Sautsky am 18. März in öffentlicher Versammlung einen Vortrag über die Bedeutung der Märztag.

In Zug hatten die dortigen Genossen auf den 18. März eine öffentliche Versammlung einberufen, in welcher Genosse Bernstein über die

Bestrebungen der Sozialdemokratie referirte. Nach Beendigung des Vortrages und der sich an denselben anschließenden sehr interessanten Debatte hielt Bernstein noch eine die Bedeutung des 18. März würdigende Ansprache und schloß mit einem dreifachen Hoch auf die Vorkämpfer des Proletariats. Auch in dieser Versammlung war der Geist ein vorzüglichlicher.

Unsere Genossen in Paris haben selbstverständlich am Orte selbst den Jahrestag der Kommune nicht ohne eine Feier desselben vorbeigehen lassen. Wie die Leser unter Frankreich sehen, war auch diese Feier eine wohlgegangene.

Wir können diesen Rundblick nicht schließen, ohne gehobenen Herzen zu konstatiren, daß ungeachtet aller Vorkerbungen, aller Unterdrückungsmahregeln nach wie vor in allen Kulturstaaten rüstig fortgearbeitet wird unter dem Banner und für das Ziel der alten, der Form nach aufgelösten, dem Wesen nach aber unerschütterter fortbestehenden Internationalen Arbeiter-Assoziation:

Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!

— Zur Moralität der bürgerlichen Gesellschaft schreibt uns ein Genosse:

„Mit welcher heuchlerischem Augenverdrehen wird von unseren Gegnern nicht der Vorwurf gegen die Sozialdemokratie erhoben, sie untergrabe die Sittlichkeit (Familie, Ehe u.). Wir haben darauf die Antwort, daß wir allerdings die Sittlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft untergraben, daß diese Sittlichkeit aber keinen Schuß Pulver werth, sondern, bei Lichte besehen, die fragliche Unsittlichkeit ist, und daß die pathetisch-salbungsvollen Tugendprediger à la U r u c h vor ihrer eigenen Thüre setzen sollen. Es fällt uns natürlich nicht ein, tausendmal Gefagtes hier zu wiederholen: wir wollen bloß an einem recht augenfälligen Beispiele die Moralität unserer bürgerlichen Gesellschaft und ihrer geistigen Spitzen demonstrieren. In Deutschland und Oesterreich besteht seit einigen Jahrzehnten eine sogenannte Künstlergesellschaft Namens „Schlaraffia“, der die hervorragendsten Bühnenkünstler (auch sonstige Künstler mit und ohne Gönnerfähigen) und die Creme unserer „guten Gesellschaft“, die Finanz- und Geburtsaristokratie, angehört. Wohlan, der Berliner Zweigverein dieser „Schlaraffia“, der sich selber schon kraft seines Domizils in der Kaiser- und Jantellengstadt am Strande der Spree für den vorzüglichsten aller Zweigvereine hält, beging am 12. ds. sein Winterfest, welches vom „Berliner Börsen-Courier“ wie folgt beschrieben wird:

„Gegen 10 Uhr eröffnete der Festherold, der sich in seinem bürgerlichen Leben Herr Michael nennt und ein geschätztes Mitglied des königlichen Speerhauses ist, hoch zu Roß die Sitzung mit einer kurzen Ansprache, der sich ein von „Dr. Herrlichkeit Ludwig von Franken“ (alias Herr Grefinger) gesprochener Prolog anschloß. Der Prolog, in hübschen Reimen verfaßt, fand die beifällige Aufnahme, lehrte aber schon jetzt, wie weiß es war, das schönere Geschlecht mit großer Strenge auszuschließen. Des offiziellen Programms erster Theil eröffnete nun, und zwar unter den Auspizien des ebenso umsichtigen und energischen wie liebenswürdigen „Erbscherlaraffen“, Herrn Hoffmannspleiers Dehnde, mit mancherlei interessanten und ergötzlichen Produktionen, die inmitten des freigehaltenen Saales von renommirten Spezialitäten ausgeführt und von dem dichtgedrängten Kerker der Zuschauer mit stürmischen „Lula“-Rufen (Bravo!) applaudirt wurden: Evolutionen mit dem Bicycle, Stating-Exercitien, pseudo-romantischen Divercissements, Hunde-Dressuren und dergleichen. Daran reihte sich der trefflich arrangirte und höchst imposante Festzug, an der Spitze der Erbscherlaraffe und die anderen hohen Würdenträger zu Pferde, dahinter die Ritter und Knappen mit den Insignien, und als Mittelpunkt des Ganzen auf antikem Triumphatorgefährt die „Göttin der Schlaraffia“, eine holde Frauengestalt in blüthenweißem Schleppkleide und mit goldigen Lockenhaar, nach rechts und links verführerische Blicke sendend und von Niemand anders dargestellt als von einem männlichen Mitglied des Hofballets. Der Umzug, der unter Abkantung des erhabenen „Schlaraffen-Festgefanges“ vor sich ging, erntete verdienstermaßen begeisterte „Lula“-Rufe. Nummer fünf, um den dienenden Geistes Zeit und Raum zur Aufstellung der Festtafel zu lassen, in den Tunnel, wo Ueberraschungen der verschiedensten Art, humoristische Zeichnungen, dreifache Fische und Augenblicke-Photographien der Besucher barcken und dafür Sorge trugen, daß den letzteren die Zwischenpause nicht lang wurde. Als dann die Tafeln hergerichtet waren, begab man sich nach oben zurück und die von Vielen mit Sehnsucht erwartete „Agung“ begann. Eine längere Pause trat nun ein, die der Aufführung des glorreichen Festspiels gewidmet war. „Carmen“, Sittengemälde mit Gesang in 4 Akten, betitelt sich das einzige Opus, und den „Ritter Teller“ hatte es zum Verfasser, unter welchem Pseudonym sich kein anderer als Meister Wilken verbirgt. Der Vortrag der im hübschen Rahmen einer alten Burg gehaltenen Bühne ging — nicht in die Höhe —, nein — hinunter und — doch halt! hier beginnt die Verlegenheit des Chronisten. Sollen wir den Inhalt der tollen Parodie skizziren? Unmöglich. Von den zweifelhafteitenden Scherz- und Witzworten sprechen? Unmöglich. Etwas von der haarsträubenden Situationskomik erzählen? Unmöglich, impossible absolut. Aber warum denn dieses? wird man fragen. Nun, verehrter Leser, wir wollen es Ihnen sagen, und auch Sie neugierige Leserin, wir wollen es Ihnen in's kleine Ohr flüstern, aber leise, ganz leise, und bitten, daß Sie nicht allzusehr erschrecken: die „Wilken'sche Festoper“ war nur „für Herren“ geschrieben, konnte nur vor einem exklusiven, in übermüthigster Scherzlaune befindlichen Herrenpublikum zur Aufführung gelangen und beträgt das Tageslicht der Journalbesprechung schlechterdings nicht. Aber um doch Einiges zu verrathen, um der Witzbegierde des Lesers, sagt es eben anged, zu genügen und unser Referenten-Bewissen zu beschwichtigen: Wilken's „Carmen“ ist eine aus der romantisch-unmöglichen Sphäre der „Großen Oper“ in die Sprache des verschwiegenen Hinterbüchens einer Stammtische übertragene Fosse, die sich in einem befeuertlichen Madrid abspielt und in das Leben, insbesondere das Nachleben der „vivours“ beiderlei Geschlechts mit allerhöchsten Händen greift. Aus dem Lieutenant Zaniga in der Oper Bizet's ist ein „Obernachtswächter“ geworden, die beiden Sergeanten haben eine Metamorphose in Unternachtswächter erfahren, und das Jigenermädchen — hi!, heiliger Himmel — ist eine Dame, die die Verzeihung des Stüdes als eines „Sittengemälde“ damit begründet, daß sie eine gewisse Abtheilung des Madrid „Wolkensmarktes“ frequentirt. Wenn wir noch hinzufügen, daß der Obernachtswächter meistens in einem Kostüm agirt, dessen Hauptbestandtheile ein Paar olologos (Unterhosen) und ein Gewand bildet, von dem es in dem Sprichworte heißt, daß es näher sei als der Rock, und wenn wir weiter bemerken, daß eine Kategorie von Kerzen, deren Anzünden eine honneste Frau zu übergeben pflegt, in dem Stücke eine hervorragende Rolle spielen, so glauben wir dem Leser eine kleine Vorstellung von der Ritters Teller's Festoper „Carmen“ beigebracht zu haben, und er wird nicht verlangen, weiter zu schauen, was wir gnädig mit Racht und Wranen bedecken wollen. Das Stück war fürchtbar schön; es wäre ungenießbar und unerträglich gewesen, wenn Herr Wilken nicht verstanden hätte, durch eine Ueberrülle von Witz, Humor und lebenswürdiger Gemüthlichkeit alle sittenrichterlichen Bedenken zu verschleusen und, im Vereine mit der ungelungenen Vorstellung, die Zuschauer zu sich nicht enden wollenden Gelächter, in welches einzustimmen auch der Referent — sonst wahrlich kein Verehrer der Equivoque (Zweideutigkeiten) — unwillkürlich sich gezwungen sah. Unmöglich zu sagen, daß der Verfasser, der zugleich einer der Hauptdarsteller war, sowie die übrigen Mitwirkenden, unter denen sich besonders Herr Seidel (Carmen) und Herr Gubbery vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater (General-Dehnde) — ja auch dieser Pamarbas war eingemacht) auszeichneten, mit schallenden „Lula!“ (demisch überschüttet) wurden, von denen einen Antheil für seine hübsche Completmusik auch der Oberdirektor des Waldner-Theaters, Herr Burwig, in Anbruch nehmen darf. Als die

„Festoper“ zu Ende war, es war das beiläufig gegen 3 Uhr früh, hatte auch das Fest seinen Höhepunkt erreicht.“

Das — sicherlich nicht von einem Feinde der „Schlaraffia“ herkömende — Schilderung des Festes.

Auf den ersten Blick entdeckt man unter den mehr oder weniger geschmackvollen Redebäumen den Abgrund eckhafterster G e m e i n d e i t. Der Inhalt des „Künstlerfestes“ und namentlich der „glorreichen Festoper“ läßt sich in einem einzigen Wort zusammenfassen, im Wort **Zote**.

Zoten der schmutzigsten Art — geschmackvoll nur im Sinne des Hautgouts (Geschmackes der Haut), und wichtig mit dem Witz des Tengelangels. Und wobigemerkt, es ist die Blüthe unserer Bühnenkünstler, die diese Zoten arrangirt, und es ist die Blüthe unserer guten Gesellschaft, die sich daran erlustigt hat.

Psst!
Dieselben Herren Bühnenkünstler lieben es beiläufig, sich über die Unsittheit der französischen Ebebruchsdramen zu entlassen.

Uebrigens ist es nichts Neues, daß die Tugendbolde der bürgerlichen Gesellschaft dem Zotenfests huldiven. Herr von U r u c h, der Steuervereiner nicht Steuerverweigernden Audentens, welcher in seiner Polemik gegen das Prack'sche Nieder mit den Sozialdemokraten“ so eifrig auf dem Sittlichkeitspferde herumritt und die sozialdemokratische Immoralität in den untersten Schweißspühl der Hölle verdammt, wor immerzu beiläufig der ärgste Zotenpfeifer im deutschen Reichstag und preussischen Landtag, wo es — jedenfalls in diesen Körperkassen die würdigsten Repräsentanten der modernen deutschen Gesellschaft versammelt sind — an kaiserschen Vertretern des Genus „Zotenreißer“ wahrhaftig nicht fehlt.“

Soweit unser Genosse. Wir haben dem nur noch hinzuzufügen, daß gewöhnlich auch mehrere Sprößlinge des edlen Geschlechts der H o h e n z o l l e r n, vulgo königliche Hoheiten genannt, das Winterfest der Schlaraffia mit ihrer „hohen“ Anwesenheit zu beehren pflegen. Kurz, es sind die Edelsten und Besten der Nation, die sich da im D r e d m ä l z e n. Und das schimpft auf die rohe, unsittliche Klasse!

— Wo's hinausläuft. Wir haben bereits in unserer vororigen Nummer darauf hingewiesen, daß die neue Unfallversicherung- und Krankentassenvorlage lediglich auf eine Mehrbelastung der Krankentassen, und, da zu diesen die Arbeiter zwei Drittel ausmachen sollen, somit der Arbeiter hinausläuft. Neuerdings hat die „Norddeutsche Allgemeine“ durch Veröffentlichung einer vom „Verein deutscher Eisen- und Stahlindustriellen“ angefertigten Unfallstatistik selbst den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung geliefert.

Nach dieser Statistik betragen sämmtliche Unfälle, welche eine E r w e r b s u n f ä h i g k e i t herbeigeführt haben:

	1878	1879	1880
in 154 Hüttenwerken	7,700	7,974	9,313
„ 198 Maschinenbau-Anstalten	2,348	2,231	3,227
in 352 Werken	10,048	10,205	12,540
Oder in Prozentzahlen, d. h. auf je 100 Arbeiter kamen Unfälle:			
	1878	1879	1880
in 154 Hüttenwerken	10.4	10.6	11.2
„ 198 Maschinenbau-Anstalten	6.0	5.6	7.3
in 352 Werken	8.9	8.9	9.9

Das sind horrenden Zahlen, und man sollte nach ihnen annehmen, daß die Unfallversicherung wirklich ein Segen für die Arbeiter sein müßte. Sehen wir uns aber die Sache etwas näher an:

Die E r w e r b s u n f ä h i g k e i t der durch Unfälle verletzten Arbeiter dauerte nämlich bis zu:

	1 Woche	2 Wochen
	1878/1879/1880	1878/1879/1880
in 154 Hüttenwerken	3040/3009/3690	2012/2150/2495
„ 198 Maschinenbau-Anstalten	827/706/1142	524/488/752
in 352 Werken	3867/3715/4837	2536/2638/3247
	3 Wochen	4 Wochen
	1878/1879/1880	1878/1879/1880
in 154 Hüttenwerken	992/1054/1199	491/577/595
„ 198 Maschinenbau-Anstalten	326/318/438	203/207/282
in 352 Werken	1318/1372/1637	694/784/877
	5 Wochen	6 Wochen
	1878/1879/1880	1878/1879/1880
in 154 Hüttenwerken	283/281/353	190/188/218
„ 198 Maschinenbau-Anstalten	111/118/165	94/80/98
in 352 Werken	394/399/518	284/268/316
	7 Wochen	8 Wochen
	1878/1879/1880	1878/1879/1880
in 154 Hüttenwerken	157/130/149	82/90/102
„ 198 Maschinenbau-Anstalten	62/73/77	32/50/59
in 352 Werken	219/203/226	114/140/161
	9 Wochen	10 Wochen
	1878/1879/1880	1878/1879/1880
in 154 Hüttenwerken	66/64/71	338/348/356
„ 198 Maschinenbau-Anstalten	34/36/48	119/139/140
in 352 Werken	100/100/119	457/487/496

Das heißt, es waren bereits erledigt:

Nach Verlauf von 2 Wochen	64,5 %	sämmlicher Unfälle
„ „ „ 4 „	84,5 %	
„ „ „ 6 „	91,2 %	
„ „ „ 8 „	95,2 %	
„ „ „ 9 „	95,2 %	

Nun soll beiläufig die Karenzzeit für die Unfallversicherung gar 13 Wochen betragen, insolge dessen selbst nach der „Norddeutschen“ — abgesehen von den Todesfällen — höchstens 3 % sage drei Prozent der hier in Frage kommenden Unfälle auf die Unfallversicherung kommen, 97 % aber den Krankentassen zur Last fallen würden!

Und das nennt man arbeitervreundliche Sozialreform!

— Erkennt seine Pappenheimer! Auf die Proteste, welche in Bremen in zwei großen Versammlungen gegen das Tabakmonopol beschlossen worden sind, antwortet die Bismarckische „Norddeutsche Allgemeine“ mit höchstem Gohu:

„Der Protest, der von Bremen aus gegen das Tabakmonopol veranlaßt worden ist, wird von einem Theil der Presse natürlich auszubeden gesucht. Man weiß, wie ebensolche Proteste vor Jahr und Tag auch von Hamburg aus gegen den Zollanschluss in allen fortschrittlichen Blättern ausgerufen worden. Jetzt hat sich Hamburg beiläufig so sehr ausgesöhnt, daß selbst der fortschrittliche Reichstagsabgeordnete Hamburgs im Reichstag für die Bewilligung des Reichbeitrages zur Ausführung des Anschlusses eintrat. So möchten auch für den Wohlstand Bremens nach der etwaigen Annahme des Monopols Mittel und Wege gefunden werden, die bisherige Höhe zu behaupten, vielleicht noch zu steigern.“

Dieser Hieb hat die stolzen Patrioten Bremens, die sich aus Furcht vor dem Monopol schon herabgelassen hatten, mit den Arbeitern und 77 Sozialisten gemeinsam zu sagen, gewaltig verschumpft, aber selbst die stütliche Entrüstung hilft ihnen nichts, mit dem tugendhaften Valentin müssen sie vor der bösen Norddeutschen die Segel streichen:

„Wollt' ich sie auch zusammenschmeißen, könnt' ich sie doch nicht lägnen heißen!“

Ja, auch die stolzen Hamburger Herren waren anfangs mit den Arbeitern gemeinsam gegen die Bismarckische Anschlußgeleise vorgegangen, als aber die Sache ansing schief zu gehen, da verriethen sie die Arbeiter doppelt an Bismarck. Und ihre Bremer Standesgenossen sollten anders handeln? Das von ihnen zu erwarten, wäre mehr wie unbillig. Ein paar laute oder anstufte Profkionen, und die Bürger der freien

Reichthum überzeugen sich, daß das Monopol ein notwendiges Uebel ist, mit dem man sich wohl oder übel abfinden müsse, und daß ein anständiges Einseingicht auch nicht zu verachten ist. Alles kann man von der Bourgeoisie verlangen, nur nicht Prinzipientreue, die mit dem Geldsack in Widerspruch gerät. Das weiß Bismarck und das ist das große Geheimnis seiner Erfolge.

Zum Glück hängt die Einführung des Tabakmonopols nicht bloß von den Bremer Patrioten ab, sondern es sprechen noch ganz andere Faktoren mit, deren „Kleintriegen“ dem Gewaltigen noch etwas Kopfschmerzen verursachen dürfte. Ob es schließlich der abwechselnd in Bewegung gesetzten Einseingichtungs- und Korruptionsschraube nicht doch gelingen wird, eine Monopolmehrheit zusammenzutreiben, wollen wir nicht verschweigen, eines aber ist sicher: Wenn Händler und Fabrikanten durch glänzende Einseingichtungen, wenn das Zentrum durch einen Kulturfriedensparagrafen, wenn die Einzelregierungen durch die verlockenden „Zuschüsse“ aus dem Ertrage des Monopols“ sich breitschlagen lassen, die Arbeiter kriegt Bismarck nicht herum, bei ihnen ist der „größte Diplomat der Jetztzeit“ noch stets hineingefallen, in Bezug auf sie hat er sich noch stets verrechnet. Denn wenn er auch die Bourgeoisie und die Erbsbürger kennt und sie an ihrer schwachen Stelle zu packen weiß, die Arbeiter kennt er nicht!

— Roth lehrt beten, wenn aber das Beten absolut nicht verschlagen will, dann lehrt Roth auch denken. Als von unserer Seite vor zwei Jahren auf die revolutionäre Wirkung des amerikanischen Kornes hingewiesen wurde, da hatten die privilegierten Revolutionen „macher“ nur dumme Witze zur Verfügung: es wollte ihnen nicht in den Hirnschichten, daß ein weltgeschichtlicher Vorgang sich vollziehen könnte, ohne daß ihre gewichtigen Persönlichkeiten dabei in Frage kommen müßten. Nun, trotz ihrer fortgesetzt angelobten revolutionären Heldenthaten hat die Welt bisher wenig davon verspürt, desto nachhaltiger aber hat das verspottete „revolutionäre Korn“ gewirkt. Den „Glücksspielen“ des heiligen preussischen Reiches“ hat es, um mit Marx zu reden, derart Dialektik eingepaukt, daß z. B. im königlich preussischen „Staatssozialist“ jetzt ganz offen darüber diskutiert wird, wie man am zweckmäßigsten die Ueberführung des Grund- und Bodens in den Besitz des Staates bewirken könnte.

„Der Staat“, schreibt da in der neuesten Nummer „ein Güterbesitzer, der keine Schulden hat“, könnte die Umwandlung der Hypothekensschuld in Rentenobligate an die Bedingung knüpfen, daß ihm ein Ausschlagsrecht über die Bewirtschaftung zugesprochen würde, so daß er in gewissen Fällen die Bewirtschaftung gegen Gewährung einer billigen Pacht zu übernehmen berechtigt wäre. Auf diese Weise würde der Staat auf den landwirtschaftlichen Betrieb einer sehr großen Anzahl von Gütern, und gerade solcher Güter, bei denen es im Interesse der Gesamtheit am wünschenswertesten wäre, seinen Einfluß ausüben können, und zwar, was ich für sehr wichtig halte, ohne die bestehende Eigentumsordnung anzutasten. Wenn es auch denkbar ist, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher der gesamte Boden der Nation in die Hände des Staates übergegangen wäre, und von diesem bebaut würde, so dürfte doch eine so tief in alle sozialen Verhältnisse eingreifende Umwälzung nicht anders als ganz allmählich, und gewissermaßen aus den bestehenden Verhältnissen sich entwickelnd, vor sich gehen.“

— „Die vorgeschlagene Art des allmählichen Ueberganges des Wirtschaftsbetriebes in die Hände des Staates würde den Vortheil haben, daß der Staat da ansetzt, wo es am wenigsten an notwendigsten ist, d. h. da, wo der fortschreitenden Bodenkultur die größten Hindernisse im Wege liegen. Der Staat würde hierbei auch bei den zunächst Beteiligten kaum auf Widerstand stoßen, da der Besitzer die Unbequemlichkeit, welche eine Kontrolle des Staates über seine Wirtschaft mit sich bringt, gegen die ihm durch Umwandlung der kündbaren Hypothek in Rente erwachsenden Vortheile gern in den Kauf nehmen würde.“

Die man sieht, denkt unser „unverschuldeten Grundbesitzer“ — beiläufig, was für ein fetter Vogel! — nur noch an die Rettung der Rente, nicht aber des Grundbesitzes für seine verschuldeten Standesgenossen. Der Staat soll denselben die Sorgen und Mühen abnehmen, damit die Armen die „billige Pacht“ in Ruhe verzehren können! Das wäre wenigstens die Konsequenz seines Vorschlages. In Wirklichkeit wird sich die Sache aber etwas anders machen! Der heutige Staat hat nicht die Mittel und schließlich auch die Lust, pachtweise die herabgewirtschafteten Güter in eigenen Betrieb zu übernehmen, und so wird die Bodenrente so lange ungehindert vergab gehen, bis der kleine Grundbesitz überhaupt keine Pfoten mehr zahlen kann. Und dann wird die Umwandlung des privaten Grundbesitzes in Eigentum der Gesellschaft mit weniger Schonung für die Rente, sowohl der Grund- als der Hypothekensbesitzer, vor sich gehen, d. h. auf dem Wege revolutionärer Expropriation!

— Schwabenreiche. Wir haben lange keine Gelegenheit genommen, dem wackeren Schwabenlande unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, obwohl es an Beranlassung dazu nicht gefehlt hat. Wir brauchen nicht einmal bis zu den Tagen des berühmten Falles Diez zurückzugehen, der ja den deutschen Reichstag noch zu beschäftigen haben wird, auch in letzter Zeit hat es an echt schwabischen Genieschöpfungen nicht gefehlt, wie z. B. die Rettung des lieben Herrgötchens vor den gotteslästerlichen Vorträgen des bösen Sozialistenführers Dull zweifelsohne in diese Kategorie gehört. Inwiefern wir wollen die schwabische Obrigkeit einmal in Ruhe lassen und uns heute mit der schwabischen „Gesellschaft“ befassen, die ihrer Obrigkeit in jeder Weise würdig ist.

Da zerbricht sich zur Zeit in der ganzen übrigen Welt männiglich den Kopf, wie man dem großen Thiere, „soziale Frage“ genannt, den Garaus machen könne, und während noch weit und breit tiefe Dunkelheit über den einzuerschlagenden Weg herrscht, leuchtet im Schwabenlande, in der Umgebung der Hauptstadt „Schluffet“, bereits das hellste Licht und zeigt dem erkannten Auge einen Wegweiser, auf dem geschrieben steht: Zurück auf's Land!

In Ludwigsburg nämlich besteht eine Zehorienzfabrik, deren Leitung es rentabel findet, nur Arbeiter vom Lande einzustellen, bzw. ihren Arbeitern es zur Pflicht zu machen, zurück auf's Land zu ziehen. Das ist vom kapitalistischen Standpunkte sehr begreiflich, denn der Landarbeiter ist gewöhnlich billiger als der städtische und auch leichter zu beeinflussen. Nun hört man aber, wie die Gesellschaft den Arbeitern diese Maßregel plausibel macht:

„Auf dem Lande“, heißt es in dem Schriftstück, „sind Ihr ein geachtetes Gemeindeglied und Kirchenmitglied, und könnt Euch jede Stellung in derselben so gut wie Andere erwerben. In der Stadt läßt sich diese Geltung schwer erringen, weil sich die Leute nicht alle kennen können, und weil man sehr oft und ungerechter Weise die Arbeiter Alle in einen Topf wirft. Auf dem Lande ist dieses anders! ein ordentlicher, sparsamer und anständiger Arbeiter wird die Achtung und Liebe von Jedermann für sich und seine Familie bald erringen, erhalten und Geltung sich verschaffen!“

„Auf dem Lande kann die Frau (und die Kinder) sich mit Feldbau befassen, sie kann eine Kuh, ein Paar Ziegen halten, sie kann Ackerbau für die Bedürfnisse der Haushaltung erwerben und erschaffen — in der Stadt aber hängt Alles an dem Manne: Nahrung und Kleidung und auch die Befriedigung der Eitelkeit.“

— „Wo aber kann die Frau des Arbeiters ohne Acker, ohne Stall, und bei den vielen Verordnungen für den Mann, dieß Alles in der Stadt erreichen? Niemals!“

— „Denkt Ihr Eltern aber auch — und hauptsächlich — an das städtische Volk Eure Kinder, daß Ihr Eure Kinder, so Ihr nur ernstlich wollt, vor manchem Uebel, das in der Stadt lüppig wuchert, auf dem Lande bewahren könntet? —“

„Denkt, welcher Segen es ist, wenn die Kinder von Jugend auf an Arbeit, Einfachheit und an Religion eröhnt werden. Wo ist dies besser möglich und wo ein besseres Beispiel gegeben, als auf dem Lande, wo die Arbeit den Mann macht, der Fleiß die Frau ziert, das Zusammenhalten von Mann, Frau und Kindern die Gemeinde ehrt und der Segen der Religion noch nicht zum Gespötte geworden ist.“

„Also ziehet denjenigen Verhältnissen nach, die für Euch passen und die Euch das Leben erleichtern und verflüchten!“

Soweit die väterliche Ermahnung, die uns unwillkürlich die bekannte Horazische Ode „beatus ille“ ins Gedächtnis ruft, in welchem der Wanderer in begeisterten Worten die großen Annehmlichkeiten des Landlebens „fern von den Geschäften“ schildert, wenn er am Ersten seine Gelder einliefert, die er in der Mitte des Monats wieder einliefert will. Wer laßt nicht hell auf bei diesem begeisterten Dithyrambus auf das Leben des Arbeiters auf dem Lande, wenn er ihn mit der nächstern Wirklichkeit vergleicht? Wer merkt nicht den Pferdeschweif, der hinter dem Anpreisen der „Einfachheit“ und „Religion“, deren „Segen“ auf dem Lande „noch nicht zum Gespötte geworden“, steht? Das „poetische Jurid auf's Land“ überseht sich in das borniert-egoistische „Fort mit allen modernen Bedürfnissen, hüllt Euch wieder in Lumpen und laßt Eure Kinder barfuß umherlaufen, dann braucht Ihr weniger Lohn!“

Uebrigens ist die Flucht auf's Land, beziehungsweise die Rettung der Arbeiter aus dem Sodom der bösen Städte ins Kanaan des süßen Landlebens noch kein speziell schwabisches, vielmehr ein in den vorgeschrittenen Industriestaaten schon oft verachtetes Heilmittel, welches aber noch stets die wunderbare Wirkung hatte, daß die böse Stadt der stehenden Fabrik die städtischen „Kasser“ den auf's Land überfledeten Arbeitern nachzog. Schwabisch ist aber erstens die wundervolle Ermahnung und zweitens die noch wundervollere Aufnahme derselben in den Jahresbericht der Stuttgarter Handels- und Gewerbetammer als eine „ebenso humane wie praktische Lösung der Frage der Arbeiterwohnungen und der städtischen Wohnungsmisere!“

In Mainz erscheint seit dem Jahre 1879 ein Blatt, genannt wie Schiller's Glocke, „Konfordia“. Es ist gegründet worden von Fabrikanten zum Wohle der Arbeiter*) und wird redigiert von einem gewissen Carl Ballan. Ob dies der Exkommunist Ballan ist, wissen wir nicht. Nun, der größte Schwabenreich ist der, daß dieses Fabrikantenblatt, welches doch von den wirtschaftlichen Verhältnissen etwas verstehen sollte, die schwabische Spießbürgerei abdruckt, mit dem besonderen Vorwort: „Zur Rachabmung!“

Na, denn also los: Zurück auf's Land! O, ihr Schwaben!

— Nicht Abel. Im „Staatssozialist“ schreibt Dr. Alberts in einem Artikel über den Normalarbeitsstag:

„Während nämlich unsere Arbeiter ein Normalarbeitsjahr von 308 Tagen haben, sehr oft noch mehr, selbst königlich preussische Eisenbahnbeamte von 340 Tagen, war das im Mittelalter ganz anders. Nachtarbeit war verboten, ebenso jede Arbeit an den Sonntagen, Ostern, Pfingsten, Weihnachten, 12 Botentagen, dem Tage unserer lieben Frauen, dem des Schuppentrons der Jungfr., oft auch der Stadt. Weißt man auch an den dem Sonn- und Festtage vorhergehenden Abenden von 3, 4 oder 5 Uhr ab Bergloot. Hierüber herrschte kein Streit. Wohl aber über den „blauen Montag“. Da die Gefellen an den Festtagen ihr „Gebot“ nicht halten durften, so hielten sie es am Montags ab und verlangten hierzu wöchentlich jeden ganzen Montag. Schließlich erließen sie meist jeden halben Montag, aber alle 14 Tage den ganzen Montag frei, zur Ordnung ihrer Korporationsgeschäfte, an die sich Bergzulagen angeschlossen.“

Rechnet man diese Vierteltage an den Sonnabenden, den halben Montag, die vollen Festtage zusammen, so kommen mindestens 108 Feiertage heraus.

Das Normalarbeitsjahr jener Zeit war also 257 Tage lang, es war mithin 27 Prozent, über ein Viertel, kürzer als das heutige. Die Arbeiter damals hatten das, was heutzutage zu fordern oft als Freiheit und Faulheit angesehen wird, sie hatten — die Jahrarbeit auf Tage berechnet — einen Normalarbeitsstag von acht Stunden. Bei einem solchen Zustand der Dinge verliert auch die unangenehmste Handarbeit ihren Schrecken, denn acht Stunden lang hält man alles Mögliche aus. Wenn in jener Zeit, wo alle Arbeit von Menschenhänden geleistet werden mußte, eine achtstündige tägliche Arbeitszeit genügt, um alle nötige gewerbliche Arbeit zu leisten, so wird eine solche heute erst recht genügen, wenn auch der Uebergang ein allmählicher sein müßte. Ein achtstündiger Arbeitstag selbst für sogenannte unqualifizierte Arbeit würde mindestens 15 Prozent Arbeitern dieser Art mehr als jetzt Beschäftigung geben. Mit 15 Prozent mehr wäre allen denen eine gesicherte wirtschaftliche Lage verschafft, die jetzt als vollzeitgehegte Bagabunden zu Jehntausenden die Landstraßen unseres Vaterlandes bevölkern und den Paris'ern der zahlungsunfähigen Moral (können sich gewisse Leute hinter die Ohren schreiben, Neb. d. Sozial.) ein täglich erneutes Schauspiel von der Arbeitslosen und Lieberlichkeit der Menschen bieten. Aber das nicht allein. Es würden sich alsdann auch alle diejenigen sicherer und wohlher fühlen, welche jetzt jede neue Woche mit der hangen, inhaltschweren Frage begrüßen, ob sie keine Kündigung der Arbeit in ihrem Schooße bergen.“

Sehr schön, und wenn Herr Dr. Alberts an einer anderen Stelle des selben Blattes sagt:

„Es ist also nicht eine Sache des Geschmacks, wie jenes konservative Blatt meint, ob man sich mit dem Normalarbeitsstag beschäftigen will, nein, es ist Sache der zwingendsten Nothwendigkeit für alle, welche helfen wollen, das gewaltige Räthsel unserer Zeit mit dem Kopfe zu lösen, um es nicht durch Dynamit und Hinten Was zu lassen.“

so hat er von seinem staatssozialistischen Standpunkte durchaus Recht, aber, aber, Herr Dr. Alberts, haben Sie denn die Rede des „großen“ Sozialreformers vom 9. Januar ganz vergessen? Der denkt ganz anders als Sie über den Normalarbeitsstag! Und wie er, denken seine konservativen Freunde und seine liberalen Feinde, so daß es mit der Lösung des gewaltigen Räthfels unserer Zeit „mit dem Kopfe“ doch recht bedenklich ausseht. Da wird am Ende doch wohl nichts als die andere Lösung übrig bleiben: „Dynamit und Hinten!“ Das ist schlimm, aber wir können es halt nicht ändern!

— Gefinnungslumperei hat es zu allen Zeiten und in allen Ländern gegeben, aber sie zum Prinzip zu erheben, das blieb dem „Boll der Denker“ vorbehalten. Zu Peitz, Kreis Koblenz, hat ein „Patriotischer Verein“ naturgemäß sich die ehrenvolle Aufgabe gestellt:

„Ausbau der Verfassung im Sinne des jedesmaligen Kaisers!“

Das ist wirklich der Gipfel der Erdämlichkeit. Die edlen Feiger merken, daß es mit Wilhelm eines Tages schnell „alle“ sein kann, und richten sich daher sorgfältig darauf ein, mit dem „liberalen“ Kronprinzen eventuell liberal zu denken. Sine malen es indes mit dem Liberalismus unseres Reich eine höchst zweifelhafte Sache ist, so kann man mit diesem Staat auch alle Wandlungen des wankelmüthigen Thronfolgers mitmachen. Heute antimilitärisch, morgen judenfeindlich, heute russischer als der czar und morgen „Krieger mit Rußland“, und wenn es möglich wäre, daß ein Hohenzollernsprößling sozialdemokratische Anwendungen bekäme, so würden wir eines Tages das Glück haben, die Feiger „Patrioten“ als

*) Es wäre doch nicht mehr wie billig, daß endlich auch einmal die Arbeiter daran gingen, sich reorganisieren und ein Blatt zum Wohle der Fabrikanten gründen, um dieselben zur Arbeitsamkeit, Mühsigkeit und städtischen Lebenswandel zu erziehen. Es wäre dies zwar eine große, aber auch eine schöne, ihre Belohnung in sich selbst findende Aufgabe. Wir sehen Vorschlägen in dieser Beziehung mit Interesse entgegen.

Gefinnungsgenossen begrüßen zu müssen. Ein wahrer Segen, daß wir dieses „Glück“ nicht zu bestreiten haben.

— Glückliches Holz! Der wohlweife Magistrat von Spandau hat im dortigen Forst zur Erinnerung an ein „historisches Ereignis“ eine Tafel mit folgender Inschrift anbringen lassen:

„Bildschneisen suchten im Revier
Der Kronprinz und Prinz Heinrich hier.
Da, weh! raß unsern im Walde der Brand;
Hui! leisteten Beide da hilfreiche Hand.
Ich sah es und bin nun ein glücklich Holz,
Ich heiße (und droh ich der ganze Wald Holz)
Kronprinzen- und Heinrichs-Buche!“

Man sollte aus diesem „glücklichen Holz“ verschiedne derbe Stöße ausschneiden und die alleruntersteinsten Rücken der biederen Rathsherren recht eindringlich damit beglücken. Das wäre wenigstens die angemessenste Belohnung für solche knechtische Bauernschere.

— Frankreich. Ein Brief Lawroffs an die deutschen Sozialdemokraten. Unser Genosse Bollmar hat von Paris aus dem von den Machthabern der französischen Republik (!) so schmählich vertriebenen russischen Gefinnungsgenossen Lawroff den von und jüngst veröffentlichten Beschluß der deutschen Sozialdemokraten in Paris mitgeteilt und zugleich die Nothwendigkeit eines fortgesetzten enger brüderlichen Verkehrs der russischen und deutschen Sozialisten betont. Lawroff hat hierauf durch folgenden Brief geantwortet:

Lieber Bürger Bollmar! Ich bitte Sie, allen Ihren Gefinnungsgenossen meinen innigsten Dank zu sagen für die Teilnahme, welche sie gelegentlich meiner Ausweisung an den Tag gelegt, und für die Sympathien, welche sie mir bezeugt haben. Welches auch immer die Unzuträglichkeiten sein mögen, welche diese Ausweisung für mich haben konnte, so bin ich doch erfreut, daß dieselbe Gelegenheit gegeben hat zu der Kundgebung der Sympathie, welche die Sozialisten aller Länder vereinigt und sie vereinigen muß.

Die Sozialisten haben in den von den Regierungen und herrschenden Klassen ausgehenden Anfechtungen zum Haß der Völker gegeneinander einen neuen Grund zur Betonung der internationalen Solidarität aller Arbeiter zu erbilden. Das deutsche Kaiserreich ist der natürliche Rivale des russischen Kaiserreichs. Die Ausbeuterklasse Deutschlands ist die natürliche Konkurrentin der Ausbeuterklasse Rußlands. Aber der deutsche Arbeiter und der russische Bauer, beide niedergedrückt von ihren staatlichen und wirtschaftlichen Ausbeutern, haben nichts miteinander zu haben, sondern im Gegentheil gemeinsam alles von ihren sozialen Feinden zu erobern. Sie sind solidarisch im Kampfe für ihre Befreiung, mögen sie sich dieser Solidarität bewußt sein oder nicht. An den Sozialisten ihrer Länder ist es, ihnen diese Solidarität begreifen zu lernen!

Ich bin gewiß, daß die Ansichten, welche ich Ihnen hier ausspreche, nicht lediglich meine persönlichen, sondern daß sie zugleich die Gefühle der Mehrzahl der russischen Sozialisten ausdrücken. Und ich bitte Sie, die selben zugleich mit meinem persönlichen Dank Ihren Parteifreunden mitzutheilen. Empfangen Sie, lieber Bürger, u. s. w.

London, den 13. März, 1882. Peter Lawroff.

Es freut uns, hinzufügen zu können, daß die Beziehungen zwischen den deutschen Sozialisten und den russischen Revolutionären, zwischen denen eine Zeitlang manche Mißverständnisse geherrscht hatten, im allgemeinen stets brüderlicher und inniger werden, und daß das gegenseitige Verständniß für die beiderseitigen Bewegungen im erfreulichen Wachsthum begriffen ist. So wird uns z. B. aus Paris berichtet, daß die überaus stark besuchte und erheben verlaufene Märzfeier unserer dortigen Genossen von zahlreichen Russen besucht war, wie letztere auch häufig in den gewöhnlichen Versammlungen unserer Genossen erschienen.

Nebenbei wollen wir noch bemerken, daß zu der Pariser Märzfeier auch der Ausschuss der französischen Arbeiterpartei ein Begrüßungsschreiben gesandt hat, welches die internationalen Gefinnungen der französischen Sozialisten bekundete und von unsern Genossen in ähnlicher Weise beantwortet wurde.

— Ein erfreuliches Zeichen des Fortschritts unter der französischen Republik sind die neuerdings häufigen Weigerungen von Geschworenen und Angeklagten, den konfessionellen Eid abzulegen. Wir sind gewiß nicht blind gegen die Schattenseiten der Bourgeoisrepublik, eines aber ist unverkennbar, eine ganze Reihe prinzipieller Fragen gelangen in ihr zur Erörterung und Entscheidung, ohne daß auf die ausmaßenden Neigungen eines alten Sünders von „Gottes Gnaden“ Rücksicht genommen wird.

Die Weber von Roanne halten noch immer wacker aus, zum großen Verdruß der Herren Fabrikpasha's. Dank ihrer vortrefflichen Organisation und der umsichtigen Maßregeln ihres Streikkomite's haben sie sich auch volle Aussicht, den Sieg davonzutragen. Uebrigens hat dieser Streik auch zu einer erfreulichen Kundgebung internationaler Solidarität des Proletariats Anlaß gegeben. In den Londoner Gewerkschaften finden, nachdem Genosse Lafargue im „Labour Standard“ den englischen Arbeitern die Ursachen und Umstände des Ausstandes in Roanne mitgeteilt, Sammlungen zu Gunsten der Streikenden statt. Die Gewerkschaft der Tischler hat sogar eine große Versammlung zum Besten derselben einberufen, über deren Verlauf wir bis jetzt noch nicht unterrichtet sind, die aber zweifelsohne einen guten Erfolg gehabt haben wird.

In Roirans bei Grenoble streiken 500 Arbeiterinnen der dortigen mechanischen Weberei. Veranlassung gab ein Maaß der Besizerin einer Fabrik, Witwe Bonnard heißt die Kapitalhüne, nach welchem die Arbeit schon um 5 Uhr Morgens beginnen und dafür die Nachmittagspause von einer halben Stunde aufgehoben werden, d. h. eine Erhöhung der Arbeitszeit von 1 1/2 Stunden eingeführt werden sollte. (Die Arbeitszeit dauert bis acht Uhr Abends!)

Auf diese schamlose Forderung antworteten die Arbeiterinnen mit der bescheidenen Forderung, erst um 6 Uhr Morgens anzufangen, Erhöhung des Tarifs um 2 Centimes und Abänderung der dagnooartigen Fabrikordnung. Und welchen Bescheid ertheilten sie? Sie sollen doch lieber gleich den Mond fordern, höhnte das Schenkel von Ausbeuterin. In einer zweiten Fabrik überschüttet man die Opfer der Ausbeutung ebendort mit dem geübten Schimpfwort.

Die Bourgeoisie nimmt natürlich die Besizer in Schutz und behauptet, die Preise seien „leider“ sehr heruntergegangen, thatsächlich aber haben es gerade die Besizer der beiden Fabriken in wenigen Jahren bis zu Millionen gebracht — bei den schlechtesten Preisen! Nämlich den schlechtesten Preisen, mit welchen sie die Arbeiter abspießen!

Hoffentlich wird ihnen das Handwerk etwas gelegt.

In der Postik „Krisente“ es in den letzten Tagen ein wenig Rühmer. Der Reichthümliche Kommiss, Herr Leon San, drohte mit seinem Austritt, wenn die großen Eisenbahnen nicht auf 15 Jahre hinaus gegen jede Verstaatlichung sicher gestellt und alle Rentenkonvertirungsgelüste fallen gelassen würden. Wie es scheint, hat er befriedigende Erklärungen erhalten, d. h. die hohe Finanz regiert fort.

— Italien. Auf einem am 14. März in Foggibonni abgehaltenen Kongreß, an welchem die Städte Florenz, Montecatini, Ferrara und Umgebung, Pisa, Pistoja, Livorno, Lucca u. s. w., im Ganzen 16 Orte vertreten waren, haben die toskanischen Sozialisten unter ähnlicher Motivierung als die romagnolischen einstimmig Bestätigung am Wahlkampf beschlossen. Wichtigkeit wurde eine toskanische Föderation gegründet mit dem Titel „Internationale Arbeiter-Assoziation, toskanischer Regionalverband“ und dem ursprünglichen Programm der Internationalen. Auch in Turin und Mailand haben die Sozialisten Wahlbetheiligung beschlossen, im Gegensatz zu den Sozialisten Mittelitaliens jedoch

